

Logik und Nationalspenden : eine nachträgliche Betrachtung

Autor(en): **H. C. K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Schweizer Freidenker**

Band (Jahr): **4 (1918)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

iten sagte: „Die Gefahr, die gerade die Tätigkeit der Jesuiten für Deutschland (und auch für Oesterreich-Ungarn), seine Einigkeit und seine nationale Entwicklung hatte, liegt nicht in dem Katholizismus der Jesuiten, sondern in ihrer ganzen internationalen Organisation, in ihrem Lossagen und Loslösen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerstörung und Zersetzung dieser und der nationalen Regungen überall, wo sie denselben beikommen.“ Und vermöge dieser internationalen Organisation ist es tatsächlich so weit gekommen, dass nunmehr Katholizismus und Jesuitentum identische Begriffe geworden sind; das eine lässt sich nicht mehr vom andern trennen. Was aber dies bedeutet, das kann man so recht deutlich aus dem Jubiläumsbuch der Jesuiten aus dem ersten Jahrhundert des Ordens entnehmen, wo der Satz zu lesen ist: „Solange der Atem des Lebens in uns wohnt, werden wir gegen die ketzerischen Wölfe kämpfen; der Same des Hasses ist uns eingeboren, auf des Ignatius Anstiften haben wir an den Altären ewigen Hass, ewigen Krieg geschworen!“

Logik und Nationalspende.

(Eine nachträgliche Betrachtung. *)

In den Tagen, wo man von allen Seiten daran ging, zur Spende für das Soldatenwohl zu rüsten, traf ich mit einem Bekannten, dem Professor der Nationalökonomie, zusammen. Er war voller Gedanken, wollte er sich doch vor einem breiten Publikum speziell über das Thema „Die Schweiz. Nationalspende und die Schule“ äussern. — Trotzdem war ihm meine Störung nicht unwillkommen; und da ich selbst immer gerne dabei bin, wo es etwas zu denken gibt, begann mein Bekannter, mir von seinen Gedanken zu erzählen.

Meiner Ansicht nach hatte er den genauen Punkt getroffen, von dem aus das Problem gelöst werden musste, wenn er sich fragte: „Warum sorgt da nicht der Staat? Dient denn das Militär nicht zur Erhaltung des Staates? Ist es deshalb nicht Pflicht des Staates, alle Mittel flüssig zu machen, um die Soldatenfürsorge grosszügig durchführen zu können? Ist die soziale Fürsorge in der Armee nicht ebenso wichtig wie Maschinengewehr und Fliegerabteilung? Spielen da einige Millionen mehr Schulden eine Rolle, wenn es sich um das Menschliche im Soldaten handelt?“ — Das war die Klippe, die zu umschiffen, meinem Bekannten viel Mühe gemacht hatte. Schliesslich war ihm aber die Lösung des Problems dann doch gelungen, und mit einem Lächeln, das seine Züge

*) Angeregt durch den Artikel: „Die Schweizerische Nationalspende und die Schule.“ Schweizer. Lehrerzeitung vom 13. Juli 1918.

jenige von „gut und böse“, er kann nur von einem überlegenden Wesen geschaffen worden sein, das auf Grund von Erfahrungstatsachen, die es in der Lage war, in seinem Gedankenspeicher anzusammeln, vor der Ausführung einer Handlung auch deren Folgen zu übersehen und von den möglichen Wegen denjenigen einzuschlagen vermochte, der ihm für das „gewollte“ Resultat den grössten Vorteil zu bieten schien. Das durch Ueberlegung zum Voraus gewünschte Resultat, als Ursache einer Handlung (im Gegensatz zu den instinktiv vor sich gehenden Handlungen) entspricht der „Zwecksetzung“, der durch Erfahrungen ermöglichte beste Weg dazu der „Zweckmässigkeit“. Es ist also klar, dass beide Begriffe nur für organische Wesen gebraucht werden können, die derart organisiert sind, dass sie überlegungs- und aufnahmefähig für Erfahrungen sind. Dieses ist bestimmt der Fall beim Menschen, doch auch in der Tierwelt kommt es vor, wenn auch die Grenze, bis zu welcher Tierform die Ueberlegungsmöglichkeit vorliegt, noch nicht bestimmt ist, was ja indessen für uns in diesem Falle nicht von Belang ist. Wir können also bestimmen sagen, dass Zweck und Zweckmässigkeit nur in der organischen Welt vorkommen und dass die Übertragung dieses Begriffes auf die anorganische Welt und überhaupt auf Geschehnisse, die nicht von der Ueberlegung denkender Organismen abhängen, weiter nichts ist, als menschlicher Fürwitz. Dieses umso eher, als wir ja aus dieser Ableitung gesehen haben, dass für die Aufstellung eines Zweckes ein mit Ueberlegung begabtes Wesen erforderlich ist, also würde die Festlegung eines Zweckes im Weltall die Existenz eines Wesens bedingen, das sich diesen Zweck gesetzt und seine Erreichung als Aufgabe gestellt hat. Was wäre das anderes, als ein Schöpfer, der die Welt geschaffen hat? Nachdem wir aber doch inne geworden sind, dass wir mit diesem Schöpferbegriff nicht weiter kommen, indem wir durch denselben nur ein weiteres, noch grösseres Rätsel in die Welt bringen, müssen wir folgerichtig diesen Gedankengang ablehnen, indem wir mit Lamarck sagen, was er Napoleon antwortete, als dieser ihn frag, warum er in seinem System des Namens Gottes mit keinem Worte erwähnt habe: „Ich habe dieses Begriffes nicht nötig gehabt für meine Theorie!“

(Fortsetzung folgt.)

entspannte, sagte er mir: „Sehen sie, die Sache ist doch die: Wir wollen den Staat gar nicht entlasten. Darum hängt die Nationalspende auch gar nicht mit dem Finanzprogramm des Bundes zusammen.“

Ich habe die leidige Gewohnheit, Zweifel, die ich einer Sache gegenüber hege, an meinem Gesichte anmerken zu lassen. So hat mir denn auch jetzt mein Bekannter meine Skepsis sofort ansehen können.

Mir war aber auch in allererster Linie dunkel geblieben, was der Satz: Darum hängt die Nationalspende nicht mit dem Finanzprogramm des Bundes zusammen, in der ganzen Beweisführung zu tun habe. — Doch, als ich nach längerem Schweigen endlich reden musste, äusserte ich mich sogleich zu dem, was ich als die Hauptsache ansah. „Mir scheint“, sagte ich, „dass Ihre Beweisführung am Kern der Sache vorbeigeht; dass sie gar keine Antwort auf die von Ihnen selbst gestellte Frage gibt. Denn, wenn Sie sagen: Wir wollen den Staat gar nicht entlasten, so setzen Sie doch eigentlich stillschweigend voraus, dass der Staat in erster Linie Hülfe schaffe. Für mich aber, sehen Sie, bedeutet Hülfe ganze Hülfe und nicht nur einen Brocken Linderung. Wenn der Staat aber ganz hilft, ist eine freiwillige Spende nicht mehr notwendig!“

Nun begannen die Augen des Professors zu leuchten. „Da treffen Sie eben den Punkt, wo mein zweites Argument einsetzt. Nein, nicht ganz soll der Staat helfen, denn wir wollen nicht verzichten auf die Freiwilligkeit in der sozialen Arbeit. Unser Volk soll zeigen, dass es freiwillig bereit ist, für diejenigen zu sorgen, die ihre Pflicht zum Wohle aller tun!“

Ich gestehe, dass mich die Ausführungen des Professors gefangen nahmen. Ich fing an, seine Gedanken für mich weiter auszuspinnen. „Es ist eigentlich wahr; jeder soll doch freiwillig die Mittel geben, welche zu diesem sozialen Werk nötig sind. Das Zeichen eines idealen Staates, einer edlen Bürgerschaft ist es, wenn die Bürger aus Freiwilligkeit die Mittel zu jedem sozialen Werk geben. Es ist klar, dass dann jeder nach Vermögen steuert. Wer viel hat, gibt viel; wer weniger hat, gibt weniger; aber jeder gibt seinen Verhältnissen angemessen. Das freiwillige Geben aber, lieber Professor, das müsste doch nicht geschehen, wie es jetzt geschehen soll. Da gäbe es keine Festchen, keine Umzüge, keine Lotterien, keine Wäppchen und keine Medaillons, mit denen man sich die Brust schmücken könnte, um zu zeigen, welch guter Patriot man ist; keine Damen gäbe es, die zu Gunsten des Vaterlandes Küsse verkaufen, keine Tanzereien gäbe es, wo man für die pflichtgetreuen Soldaten seine Schuhe durchtanzen kann. Ich meine, die Bürger gingen an einem Sonntag zur Urne; mit mächtiger Geschlossenheit gäben sie dem Staate das Recht, für die Mittel zu sorgen, die denen helfen sollen, welche durch die Pflichterfüllung dem Staate gegenüber geschädigt worden sind. Finden sie nicht auch, dass das die zweckmässigste Realisierung des von ihnen geäusserten Gedankens wäre? Es wäre ökonomischer, edler, menschenwürdiger!“

So hatte ich vor mich hingeredet. Erschrocken fuhr ich auf. Der Professor war aufgestanden und liebenswürdig lächelnd sagte er mir: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie bitte, mich zu entschuldigen; mit Schrecken bemerke ich, wie schnell die Zeit vorgerückt ist; ich muss unbedingt noch an die Sitzung des Komitees.“ Und dann fuhr er fort — sein Lächeln war etwas spöttisch geworden —: „Ich bin ein wenig überrascht; mir scheint, Sie seien ein bisschen ins linke Lager hinüber geraten!“

Soldaten, die Ihr durch schwere Pflichterfüllung unverschuldet in Not geraten seid, ich habe mit der Publikation meines Artikels gewartet, bis er der Spende nicht mehr schaden konnte. Euch musste geholfen werden und da man Euch nicht anders helfen wollte, durfte ich der Sammlung nichts in den Weg legen. — Aber jetzt, wo die Spende vorbei ist, möchte ich, dass jeder denken lernt, dass es für das Gesamtinteresse bessere Wege gibt. Aus dem Vergangenen lernen für die Zukunft! H. C. K.

unser Organ und unsere Propaganda! Werbet dem „Schweizer Freidenker“ neue Abonnenten!